

P. 490
ASIA MAJOR

EDITORES

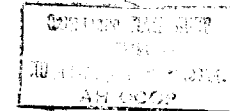
BRUNO SCHINDLER

ET

FRIEDRICH WELLER

VOLUMEN PRIMUM

Hef 2



LIPSIAE

MCMXXIV

The last chapter of which we have to speak and which is between the last two mentioned deals with the technique of plastic art in Central Asia, betraying this art to have been handicraft, an impression which is gained when passing the plates in review—and this in spite of the variety of types.

To sum up we should feel very grateful to Prof. v. le Coq for having made accessible to us in the best possible way part of the finds from Turkestan; and, moreover, I feel convinced that by such publications the interest of the larger public will be aroused. The student of archaeology and of the history of the civilisation of mankind will also be glad to have material so well reproduced and so easy of access.

TEIL II, DIE MANICHÄISCHEN MINIATUREN. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) 1923.

This second volume which deals with Manichaeian miniatures should be taken as an appendix to the last two volumes of the „Ergebnisse der Kgl. Preußischen Turfanexpedition“.

8 plates, of which five are colourprints, form the essential part of the book and illustrate by means of magnificent reproductions some of the unique finds from Turkestan which are now in the Berlin Museum für Völkerkunde. Most of the originals are miniatures from manuscripts, only two fragments from frescoes being reproduced on plate 1 and a specimen of painting on silk on plate 2.

Although these finds are mere fragments, their value can hardly be overestimated, a fact which has been duly emphasized by Prof. v. le Coq in his comprehensive introduction. This introduction may be taken as a commentary to the plates and once again is meant for a larger public. Based as it is on a profound knowledge of the subject Prof. v. le Coq gives a lucid exposition of the contents and purport of Manichaeism, the organisation of its adherents, its spread and the influence which it exercised on the formation of Christian sects. The life of Mani is related in a succinct chapter which in its turn is followed by an exposition of Mani's relation to Fine Art. The various branches of the Manichaeian's artistic activity are dealt with on the following pages: the script, the various kinds of books, the materials used for them and the way in which they were bound. A chapter on the significance of Manichaeian miniatures for the History of Fine Art concludes the first part of the introduction. Then follows a description of the ruins where the Manichaeian relics were found, furthermore a map by Dr. A. Herrmann on the environs of Turfan, groundplans, photographs and maps of the situation of the ruins, these last being mostly from Grünwedel, are added.

The second half of the introduction is devoted to a most careful description of the miniatures.

The great connections of history are never forgotten and I would only refer to p. 11, where Prof. v. le Coq speaks of the important rôle which Manichaeism may have played in the mediation of Buddhist tales a. s. o. and in the history of miniatures. Prof. v. le Coq is to be congratulated on having written this Introduction, which is a masterpiece of scientific popular literature, and we cannot help expressing the hope that the two outstanding volumes of the work will appear before very long.

Friedrich Weller

DIE TSCHUWASSISCHEN LAUTGESETZE. [Besprechung von G. J. Ramstedt. Zur Frage nach der Stellung des Tschuwassischen. JSFOu XXXVIII, 1. Helsinki, 1922—1923.]

Die tschuwassische Sprache und die Tungusendialekte gehören zu den am wenigsten erforschten altaischen Sprachen. Der Grund liegt hier im Material selbst, da die Tschuwaschen keine Schriftsprache haben, und wir daher keine datierten Denkmäler dieser Sprache besitzen, während wir die Geschichte der Türk Sprachen vom VIII. Jh. an verfolgen können.

Die tschuwassische Sprache gehört zu den in sprachgeschichtlicher Hinsicht interessantesten Altaisprachen: erstens steht das Tschuwassische sehr nah zum Wolgabulgarischen, und zweitens sind die tschuwassischen Lautgesetze von großem Interesse für die mongolisch-türkische vergleichende Sprachwissenschaft.

Wie gesagt, steht das Tschuwassische nah zum Wolgabulgarischen. Die Ähnlichkeit vieler tschuwassischer und bulgarischer Formen, soweit letztere uns bekannt sind, ist geradezu erstaunlich (Bulgarische Worte bei Ašmarin. Bolgary i čuvaši. S. 103, Gombocz. Die bulgarisch-türkischen Lehnwörter im Ungarischen. S. 202), und wir können annehmen, daß diese beiden Sprachen — das Wolgabulgarische und das Altschuwassische — zwei Dialekte einer Sprache waren, da die heutigen Tschuwaschen die Nachkommen der Waldbevölkerung Wolgabulgariens waren, welche wahrscheinlich keinen regen Verkehr mit der Stadtbevölkerung von Bulgār hatten (vgl. Encyclopaedia of Islam. S. 791).

Über die Bulgaren und die Tschuwaschen existiert eine Reihe von Theorien: die einen hielten die Tschuwaschen für türkisierte Finnoungrier, die anderen, umgekehrt, für ursprüngliche Türken. Für einen türkischen Dialekt wurde das Tschuwassische von Schlötzer (Allg. nord. Gesch. S. 305), Adelung (Mithridates I, S. 495), Klaproth (Nouv. Journ. As. I.

Paris, 1828. S. 237), Rask (Samml. tildeles forhen utrykte Afh. I. S. 43 ff.), Schott (De lingua Tschuwaschorum. S. 4), Grønbech (Forstudier til tyrkisk Lydhistorie, S. 2 ff.) und Melioransky (Gött. gel. Anz. 166. Jahrgang. S. 492 ff.) gehalten. Ihnen gegenüber glaubten Levesque (Journ. Asiat. VI. Paris, 1825. S. 214), Castrén (Reiseberichte und Briefe. S. 11; Ethn. Vorlesungen, S. 68) und Radloff (Phon. d. nördl. Türksprachen, § 116), daß die Tschuwaschen türkisierte Finnougrier sind. Von den beiden Theorien ist die erstere die richtige: das verwickelte Lautsystem des Tschuwassischen hat keinen Geringeren irreführt, als den Gründer der Turkologie, den Akad. W. Radloff.

Nun ist auf diese Frage nach dem Verhältnis des Tschuwassischen zu den anderen Sprachen in allerneuester Zeit Dr. G. J. Ramstedt zurückgegangen und hat die Ergebnisse seiner Arbeit in einem Aufsatz im Journ. de la Soc. Finno-Ougr. XXXVIII den Fachgenossen mitgeteilt. Da Dr. Ramstedts Arbeiten allgemein anerkannt sind und das Trefflichste liefern, was je auf dem Gebiet der mongolisch-türkischen vergleichenden Grammatik geleistet worden ist, so kann man wohl verstehen, mit welchem Interesse der Fachmann diesen Aufsatz lesen muß.

In dieser Arbeit gelangt Dr. Ramstedt zu dem Ergebnis, daß das Tschuwassische eine regelrechte Entwicklung des Urtürkischen ist und zwar ohne jede direkte Berührung mit dem Mongolischen (S. 34). Mit dem letzten Teil dieser Behauptung Dr. Ramstedts erkläre ich mich für vollständig einverstanden, da es auch meine Überzeugung ist, daß wir im Tschuwassischen keine Spuren irgendeines Einflusses seitens des Mongolischen nachweisen können, und daß wir diese Sprache, als ein Idiom ansehen müssen, das sich selbständig entwickelt hat. Ich möchte nur die Frage aufstellen: ist das Tschuwassische aber wirklich eine Türksprache? Wir können wohl nicht leugnen, daß das Tschuwassische eine Menge mit den türkischen Sprachen gemeinsamer Eigentümlichkeiten besitzt, und daß diese Sprache in bezug auf viele Lauteigentümlichkeiten dieselben Wege gegangen ist, wie die Türksprachen. Ich kann mich aber mit der Charakteristik des Tschuwassischen, als einer Türksprache, doch nicht zufrieden stellen, und in meiner Arbeit, die derselben Frage gewidmet ist und sich schon lange im Druck befindet, habe ich die Ansicht zu verteidigen versucht, daß das Tschuwassische weder ein selbständig entwickelter Türkdialekt, noch vom Mongolischen beeinflusst worden ist, sondern daß das Tschuwassische eine selbständige Sprache ist, das dritte Glied des altaischen Sprachstammes, welches uns das Lautsystem des bulgarischen Zweiges des altaischen Sprachstammes erhalten hat. Wenn Dr. Ramstedt sich das Bild so vorstellt, daß alle jetzigen Türkdialekte auf einen Urdialekt (das Urtürkische) zurückgehen und das Tschuwassische auf einen anderen, diese

beiden aber wiederum auf eine Ursprache zurückgehen, so erkläre ich mich mit dieser Theorie vollständig einverstanden, will aber sagen, daß diese letzte Ursprache nicht Urtürkisch genannt werden kann, sondern etwa „bulgarisch-türkische Ursprache“, auf welche das Urtürkische (ein z- und š-Dialekt) und das Urtschuwassische (ein r- und l-Dialekt) zurückgehen.

Wie gesagt, teilt das Tschuwassische viele Eigentümlichkeiten mit den Türksprachen. Vor allem wären hier zu nennen:

1. Vermischung der anlautenden **δ*, **ǰ*, **ǰ*, **n*, im Türkischen (> *j*) und im Tschuwassischen (> *ǰ*) dem Mongolischen gegenüber, wo diese Laute sich zu *d*, *ǰ*, *j*, *n* entwickelt haben. Beispiele: mong. *deleng* „Euter“ = türk. Dsch. *jälün* ds. = tschuw. *šils* ds.; mong. *janggi* „Neuigkeit“ = türk. Alt. *janı* „neu“ = tschuw. *šəno* „neu“; tschuw. *šəvar* „Mund“ = türk. Uig. *aǰız* < **ǰayır* ds.; mong. *nil-bu-sun* „Träne“ = türk. Osm. *jaš* ds. = tschuw. *šul* ds.

2. Vermischung der anlautenden stimmhaften und stimmlosen Klusile **γ* u. **q* (> türk. *q*, tschuw. *χ*), **g* u. **k* (> türk. *k*, tschuw. *k*), **d* u. **t* (> türk. u. tschuw. *t*) dem Mongolischen gegenüber, wo sie als solche erhalten bleiben: mong. *γasiγun* „bitter“, *γasiγu-da* „trauern“ = türk. Uig. *qaǰγu* „Trauer“ = tschuw. *χərxü* „bitter“; mong. **qilyasun* > *kilyasun* „Haar“ = türk. *qil* „Roßhaar“ = tschuw. *χəlx* ds.; mong. *gölige* „junges Tier“ = türk. *kösäk* ds. „Kameeljunge“ = ? alt-tschuw. **köl'ök* > ung. *kölyök* „junger Hund“; mong. *kögerge*, **köwerge* „Brücke“ = türk. *köprük* ds. = tschuw. *kəber* ds.; mong. *dörben* „vier“ = türk. *dört*, *tört* ds. = tschuw. *təvadə* ds.; mong. **tügül*, khalkh. *t'ül* „zermahlen, zerdrücken“ = türk. **tüg*, Dsch. *tüi* „stampfen“ = tschuw. *təv* ds.

3. Verschiebung des **a* in gewissen Fällen zu tschuw. *i* und jakutisch *i* (vielleicht parallele Entwicklung?), z. B. tschuw. *il* „nehmen“ = jak. *il* ds., übr. türk. Dial. *al* ds. = mong. kalm. *ali* „gib!“.

Andererseits aber verbindet eine Reihe von Isoglossen speziell das Mongolische und das Tschuwassische:

1. Mong., tung. u. tschuw. *r* dem türk. *z* gegenüber, z. B. mong. *nir-ai* „neugeboren“ = mandschur. *nar-χun* (*njarχun*) „grün, frisch“ = tschuw. *šür* „Frühling“ = türk. Osm. *jaz* „Frühling“.

2. Mong., tung. u. tschuw. *l* dem türk. *š* gegenüber, z. B. mong. *šilayun* < **šialayun* „Stein“ = türk. *taš* ds. = tschuw. *tš'ül* ds. < **šial*.

3. Spuren der Verbindung **-ja-* im Mong. (> *i*) und Tschuw. (> *ü*) mit Palatalisierung des vorhergehenden Konsonanten) dem Türkischen gegenüber, wo **-ja-* > *a* ohne Palatalisierung des vorhergehenden Konsonanten (s. *šilayun* u. *taš*).

Somit glaube ich annehmen zu können, daß das Tschuwassische eine Schwestersprache des Türkischen ist und mit dem letzteren auf eine

gemeinsame Ursprache zurückgeht, welche eine Schwestersprache des Mongolischen war.

Das Tschuwassische, wie schon gesagt, ist eine r- und l-Sprache. Ich stimme vollständig Dr. Ramstedt bei, daß das tschuw. u. mong. r und l sich nicht aus *z und *s entwickelt haben, sondern umgekehrt, daß das türk. z sich aus *r und türk. s aus *l entwickelt haben. In betreff der Klangfarbe der ursprünglichen Laute kann ich nichts sagen und habe für den r-Laut ein urspr. *r angesetzt (Dr. Ramstedt: *r) und für den l-Laut ein *L (stimmloses l, bei Dr. Ramstedt: *l'). Was nun das Türkische mit z < *r (od. *f) und s < *L (od. *l') betrifft, so wissen wir, daß das Uigurische und Orkhontürkische (zwischen 600–800 n. Chr.) schon ausgeprägte z- und š-Sprachen waren, da schon das Urtürkische eine solche war, und ich kann mich Dr. Ramstedts Meinung nicht anschließen, daß das Türkische, jedenfalls im Westen, überall noch l (< *l') u. r (*f) hatte, welche Laute erst zwischen 400 u. 600 n. Chr. sich zu s u. z entwickelt haben (S. 31–32).

Was nun das Bulgarische, die Schwestersprache des Urtürkischen, betrifft, so war sie, wie das heutige Tschuwassische, eine l- und r-Sprache, und wenn nun Dr. Ramstedt meint, daß das Bulgarische schon um 700 n. Chr. eine š-Sprache, aber noch eine r-Sprache war, so kann ich nur darauf verweisen, daß der einzige Beleg, welchen Dr. Ramstedt anführt, — *bestem* „der fünfte“ wohl kein bulgarisches Wort sein dürfte, da noch im XIV. Jh. im Wolgabulgarischen für „der fünfte“ die Form *bielim* die einzige war (vgl. Ašmarin l. c.). Überhaupt, wie ich in meiner Arbeit zu zeigen versucht habe, müßte man die Worte aus der bulgarischen Fürstenliste (J. J. Mikkola. Die Chronologie der türk. Donaubulgaren. JSFOu XXX, 33) bei der Beurteilung des Altschuwassischen aus dem Spiel lassen, da dieselben oft zu sehr entstellt sind.

Was nun den Konsonantismus des Tschuwassischen betrifft, so ist derselbe von Dr. Ramstedt richtig behandelt worden, und ich will nur bemerken, daß man ihn nur so behandeln konnte und nicht anders. Damit soll gesagt werden, daß alle früher aufgestellten Theorien über den urtürkischen Konsonantismus fallen müssen, und daß man vollständig Dr. Ramstedts Standpunkt einzunehmen hat.

Der ursprachliche Laut *j und alle Laute, die in den Türkisprachen und schon in der türkisch-bulgarischen Ursprache zusammengefallen sind, haben sich im Tschuwassischen über *d' u. *d'z zu s verschoben. Im Inlaut, wie Dr. Ramstedt richtig erkannt hat, hat sich das *j nach kurzen labialen Vokalen zu v verschoben, z. B. *uja* „Nest“ = tschuw. *jəva* ds. Was einige andere Beispiele betrifft, so kann ich nicht alle annehmen, so z. B. glaube ich, daß das tschuw. *təvar* „Salz“ nicht auf **tujur* (S. 18), sondern auf **tabur* < **dabur* zurückgeht, vgl. mong. *dabusun* < **dabur-sun* zu türk.

tuz, tüz < **tawuz* < **tabur* „Salz“. Ebenso scheint mir tschuw. *kəvak* „blau“ nicht auf **köjk* zurückzugehen, sondern auf **küök* < **kök* < **kök*, vgl. jak. *küöq*. Dr. Ramstedts Etymologie von tschuw. *šeske* „Blume“ < **jačqa* ist in vielen Hinsichten verlockend, ich glaube aber, daß dieses Wort auf die Form **čček* zurückgeht, vgl. mong. *ččeg* „Blume“, türk. Alt., Kas. *ččäk*, wie *šerem* „Wiese“ < **čäräm*, vgl. Kas. *čiräm* „Rasen“ usw.

Große Schwierigkeiten bereiten die Vertretungen der in- und auslautenden Laute n und ɳ im Tschuwassischen. Ersterer wird im Tschuw. bald durch m, bald durch n vertreten, und Dr. Ramstedt bemerkt, daß *n immer > tschuw. m, und wenn es als n erhalten bleibt, so tritt nach ihm oft ein kurzer Vokal auf, was auf Systemzwang beruht (S. 22). Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, wie diese doppelte Vertretung von n im Tschuwassischen, aufzufassen sei. Es kann auch sein, daß wir hier zwei verschiedene n-Laute vor uns haben: tschuw. m = türk. n < *n¹ und tschuw. n = türk. n < n², z. B. tschuw. *xırəm* „Bauch“ = türk. Osm., Alt. *garin* ds.; tschuw. *süləm* „Flamme“ = türk. Alt., Uig., Osm. *jalın* ds. = mong. *jalın* ds., aber tschuw. *mə* „Kuh“ = türk. KKir., Osm. *inäk* ds. = mong. *ünige* ds.; tschuw. *xən* „Qual“ = türk. Uig., Kas. *qijin*. Dieses n² konnte vielleicht ein mouilliertes n, d. h. *n² gewesen sein. Jedenfalls steht fest, daß in allen Fällen, wo der Wandel *n > m sich vollzogen hat, dies eine sehr alte Erscheinung ist.

Ebenso steht es auch mit *ɳ, welches im Tschuwassischen durch m u. n vertreten wird. Dieser Laut, hat sich, wie Dr. Ramstedt richtig erkannt hat, lange als *ɳ erhalten und ging später in n über. Nach labialen Vokalen scheint *ɳ in m übergegangen zu sein, was aber wiederum nicht überall der Fall ist, z. B. m: tschuw. *xəmər* „Biene“ = türk. Kas. *quwiz*, Kir. *qonuz* „Käfer“; n: tschuw. *sənə* „Stachel“ = türk. Osm. *süngü* „Lanze“ (nach labial. Vokal!). Es ist zu beachten, daß ein Wechsel von m ~ ɳ auch im Mongolischen noch jetzt existiert, z. B. mong. *ama* „Mund“ = tung. Gold. *arəma*, Čapogirisch *amga* usw., Mandschur. *angya* „Mund“ = mong. *angya* „Spalte“, *angya-ji-* „den Mund aufsperrn“. Dieses m, welches im Mongolischen auf ein *mg (vgl. *ama* = čap. *amga*) zurückzugehen scheint, entspricht einem türkischen ɳ und tschuw. m: tschuw. *kəməl* „Herz“ türk. *könül* ds. = *kömüldürge* „Brustriemen“. Daher wird wohl auch tschuw. m = türk. ɳ auf ein *mg zurückgehen und tschuw. n = türk. n auf ein *ɳ. Es ist aber auch möglich, daß diese doppelte Vertretung von n und ɳ im Tschuwassischen auf einem Stufenwechsel beruht.

Schließlich gelangen wir zu dem verwickelten Vokalismus des Tschuwassischen.

Was den Wandel *a > tschw. i betrifft, so meint Dr. Ramstedt, daß er sich über *e unter dem Einfluß eines folgenden *i, *l, *l', *r, *f

od. *j* vollzogen hat (S. 7). Dies läßt sich an einer Reihe von Beispielen beweisen, z. B.: tschuw. *irə* „gut“ = Jak. *irās* „rein“, Uig. *ariγ* „heilig, rein“ = mong. *ariγun* „rein“; tschuw. *χīs* < **qalī-* „kratzen, schaben“ = mong. *qalī-* „ein Fell glätten“ = türk. *qašī-* „glätten“ usw. In anderen Fällen ist aber dieser Wandel nicht eingetreten oder auch eingetreten, wo andere Laute auf **a* folgten, z. B. tschuw. *sīdar* „Kissen“ = jak. *sit-* „liegen“, *sītīk* „Kissen“, Osm. *jataq* „Bett“ zu *jat-* „liegen“; tschuw. *χīt-* „hart werden“ = jak. *kitānaq* „hart“, Uig. *qatīγ* ds. = mong. *qata-* „hart werden“; tschuw. *χūr* „Gans“ (und nicht *χīr*) = Jak. *qās* ds. = Osm. *qaz* ds. usw. Daher glaube ich, daß der ursprachliche Vokal **a* sich unter einigen Bedingungen zu **ā* verschoben hat und dann im Jakutischen und Tschuwassischen sich zu *i* entwickelt hat. Dieser Wandel **a* > **ā* > **ē* > **i* hat sich in sehr früher Zeit eingestellt (vor 800 n. Chr.) und der Wandel **a* > **ā* > *ū* hat sich erst in neuester Zeit (nach dem XIV. Jh.) vollzogen. Daher kann ein tschuw. *ū* < *a* kein Kriterium bei der Beurteilung von einheimischen und entlehnten Worten sein, da die meisten Lehnwörter an diesem Lautwandel teilgenommen haben.

Außer dieser geschichtlichen Entwicklung des **a* > **ā* > *i* und **a* > **ā* > *ū* hat sich das **a* im Tschuwassischen einem Quantitätswechsel unterzogen, wie überhaupt alle Vokale, wodurch die starkbetonte Stufe und die schwächer betonte Stufe auch qualitativ verschieden wurden.

Es ist das Verdienst Dr. Ramstedts, richtig erkannt zu haben, daß im Tschuwassischen ein Stufenwechsel, ähnlich wie in den finnisch-ugrischen Sprachen, existiert hat, und ich möchte nur noch zeigen, daß einmal alle Türk Sprachen und das Mongolische denselben Stufenwechsel aufwiesen.

In der jakutischen Sprache ist dieser quantitative Wechsel der Stammvokale noch paradigmatisch: wenn ein einsilbiger Stamm mit geschlossener Silbe und langem Stammvokal (oder Diphthong) durch ein Suffix, welches mit einem Vokal anlautet und Konsonant auslautet, erweitert wird, so wird der Stammvokal kurz, z. B. *biās* < **bēs* < *bēs* „fünf“ und *bāsis* „der fünfte“ < **bāšīnč* < **bēšīnč*, da die Betonung auf das Suffix hinübergezogen wurde. (Vgl. Böhlingk, Über die Sprache der Jakuten. S. 122—123.) Diese betonte Stufe erscheint im Jakutischen immer als langer Vokal, welchem im Tschuwassischen ganz eigentümliche Vertretungen entsprechen, z. B.:

jak. *ās-* < **āč-* „hungern“ = tschuw. *viš-* ds. < **āč-*.

jak. *uot* < **ūt* „Feuer“ = tschuw. *vūt* ds. < **ūt*.

jak. *uon* < **ōn* „zehn“ — tschuw. *vūn* ds. < **ōn*.

jak. *kūōq* < **kōk* „blau“ = tschuw. *kpvak* ds. < **kōk* ds.

Daher glaube ich, daß viele Beispiele, welche Dr. Ramstedt anführt (S. 12—13), als Belege für die starkbetonte Stufe angesehen werden können.

Im großen ganzen aber geht ein anlautendes *v* im Tschuw. auf einen *u*-Vorschlag zurück, welchen die labialen Vokale bekommen haben (S. 14).

Was nun das Mongolische betrifft, so hat dieser Akzentwechsel auf die Konsonanten einen Einfluß ausgeübt. Nach einer starkbetonten Stufe werden im Mongolischen **w*, **γ*, **ʷ* behalten, nach einem unbetonten Vokal schwinden dieselben, z. B. mong. **nawā-* > kh. *nā-* „kleben“ = türk. **jāp-* in *japīs-* „zusammenkleben“ (intr.) [vgl. Festschrift Wilh. Thomsen. Leipzig, 1912. S. 187]; **qorōsun* > kalm. *χōsn* „leer“ = türk. Uig., Baraba *qorū* ds.; mong. *nongγasun* (< *nōnasun*), ost-mong. *norōosū* „Daunen“ zu mandschur. *nungγari* „weiche Wolle“ ~ **norōosun* > khalkh. *nōso* „Wolle“ usw.

Wir können somit annehmen, daß in der altaischen Ursprache einmal ein regelmäßiger Akzentwechsel stattgefunden hat.

Nun kommen wir auf den tschuw. *j*-Vorschlag zu sprechen.

Dr. Ramstedt bemerkt (S. 15), daß vor einem hinteren Vokal der ersten Silbe im Tschuwassischen oft ein *j*-Einsatz auftritt, z. B. *šūr* „Morast“ < **šjār* < **šat* = türk. *saz* ds. = mong. *sirūya* „Schmutz“. Nun möchte ich bemerken, daß ich diesen *j*-Einsatz nicht als eine speziell tschuwassische Lauteigentümlichkeit auffasse, sondern als eine von der Ursprache ererbte Eigentümlichkeit — Diphthong **ja*, da derselbe im Mongolischen durch *i* vertreten wird und da überhaupt einem türkischen *a* im Mongolischen nie ein *i* entspricht.

Beispiele:

tschuw. *t's'ūl* < **tjal* „Stein“ = mong. *čīlayun* < **tjal-aγun* ds. = türk. *taš* ds.
tschuw. *šūrə* „weiß“ = mong. *sira* < **sjara* „gelb“ = türk. Uig. *sārīγ* „gelb“
(anders bei Dr. Ramstedt, S. 23).

tschuw. *šūr* < **d'žjar* < **jjar* „Frühling“ = mong. *nirai* < **niar-ai* „neugeboren“ = mandschur. *narγun* < **niar-γun* „grün, frisch“ = türk. *jaz* „Frühling“ usw.

Man könnte mir einwenden, daß das *i* im Mongolischen vielmehr zur Bezeichnung der Palatalisierung des vorhergehenden Konsonanten steht, aber, wie uns einige Aufzeichnungen des Altmongolischen beweisen, wurde früher auch in den lebendigen Mundarten *i* gesprochen, was darauf deutet, daß dieses keine orthographische, sondern eine lautgeschichtliche Eigentümlichkeit ist, d. h. *i* < **ja*, z. B. in dem von mir herausgegebenen mongolischen Glossar von Hamd' allāh Qazwīnī (Zapiski XXVI) heißt es *šira* „gelber“ (Vogel), nicht etwa *šara* usw. Daher, wenn einem türkischen *a* ein mong. *i* entspricht, glaube ich, daß wir hier die Vertretungen eines ursprachlichen Diphth. **ja* haben. In anderen Fällen kann aber mongolisches *i* auch wirklich als Zeichen für die Palatalisierung des vorhergehenden Konsonanten stehen.

Ich komme nun zum Ende meines Aufsatzes. Die vortreffliche Arbeit von Dr. Ramstedt hat uns über das Dunkel der tschuwassischen Lautgeschichte neues Licht geworfen und so manches klar und deutlich gemacht, was früher so verwickelt zu sein schien. Auch hat Dr. Ramstedt eine Menge neuer Etymologien aufgestellt, welche frühere jetzt ausschließen, z. B. tschuw. *şıl* „Zahn“ = türk. *şis* „Bratspieß“ (früher mit türk. *iş* „Zahn“ verbunden), tschuw. *şın* „gefroren“ = türk. Sag. *şınra-* „klingeln“ (früher mit türk. *toz* „gefroren“ zusammengestellt worden) u. a., welche das Gesetz: tschuw. *ş* < **t* jetzt ungültig machen. Auch hat Dr. Ramstedt versucht, die Benennung Khazar aus dem türk. Verbum *gaz-* „nomadisieren“ und mong. *gasay* „Wagen“ zu erklären (S. 32). Es ist sehr wahrscheinlich, daß *qazar* von **gaz-ar* abzuleiten ist, das türkische *gaz-* und *qazaq* „ein freier, unabhängiger Mensch“ ist aber nicht mit mong. *gasay* „Wagen“ zusammenzustellen, sondern mit mong. *qadaγa* < **qaḏaγa* „Freiheit, Unabhängigkeit“, welches Wort in unseren Wörterbüchern nicht vorkommt und nur in einigen alten Handschriften belegt ist (mit tibetischen Glossen). Was einige andere neue Etymologien betrifft, so kann ich sie nicht billigen, so z. B. verbindet Dr. Ramstedt das türkische *buz* „Eis“ und tschuw. *pər* ds. mit mong. *burum* „Rohrzucker“ (S. 27), das mong. *burum* ist aber aus dem Tibetischen entlehnt, vgl. *བུརམ་* *bu-ram* „Rohrzucker“ u. a.

Aus dem Obigen ersieht man, welche Bedeutung Dr. Ramstedts Arbeit für die mongolisch-türkische Sprachwissenschaft hat. Die Turkologen werden in ihr viel neues finden und schließlich zur Überzeugung kommen, daß ohne Kenntnis des Mongolischen, ein Turkologe nicht wissenschaftlich arbeiten kann.

N. Poppe.

WILHELM FILCHNER, Sturm über Asien. Erlebnisse eines diplomatischen Geheimagenten. Mit vielen Abbildungen, Karten und Vollbildern nach Skizzen des Verfassers, herausgegeben von Wilhelm Filchner. Verlag Neufeld & Henius, Berlin.

„Gerade in unserer Zeit,“ so schreibt der Herausgeber in seinem Geleitwort, „in der die Staaten der ganzen Erde von vulkanartigen Erschütterungen bedroht sind, wird ein Buch, das in seinem Aufbau viele Fäden großer Weltpolitik bloßlegt, mit Freuden begrüßt werden. Hier zeigen sich die eigentlichen Ursachen, aus denen sich die zeitgenössischen und historischen Umwälzungen in Zentralasien herauskristallisieren mußten, die in ihren Begleiterscheinungen schließlich sogar das gesamte Abendland in Mitleidenschaft gezogen haben.“

Wenn es das Hauptziel des Verfassers war, die letzte europäische Entwicklung als eine Begleiterscheinung der Verwicklungen im Orient

darzutun, so darf man sagen, daß dies Ziel nicht erreicht ist. Denn die Geschehnisse in Europa werden nicht als notwendige Folge aus den diplomatischen Kämpfen um Tibet und dem englisch-russischen Gegensatz erwiesen. Es wird vielmehr der diplomatische Kampf um Tibet mit seinen Auswirkungen für die politische Stellung Tibets zu China, England und Rußland dargestellt, die Rolle, die die tibetischen Politiker in diesem Kampfe spielten, die Verschiebung ihrer Orientierung von einem russophilen zu einem anglophilen Standpunkt, die geschichtliche Entwicklung Tibets von einer chinesischen Dependenz zu einer englischen „Interessensphäre“. Ausführungen über die Wirkung, die durch das sogenannte Recht der Selbstbestimmung der Völker und der kommunistischen Ideen gezeitigt werden mögen, beschließen das Buch. Tatsachen europäischer Politik werden eigentlich nur insoweit herangezogen, als sie den beteiligten Spielern Mittel waren, ihre Pläne in Zentralasien zu erreichen. Diesem eigentlichen Hauptteil des Buches ist als eine Art Einleitung eine Darstellung der russisch-englische Gegensätze und Kämpfe beigegeben, die um die Schaffung einer russischen Aufmarschbasis für einen Einmarsch nach Indien statt hatten. Man erwartete in diesem Zusammenhang wohl, daß der europäische Krieg wäre als ein gewaltiger Schachzug Englands herausgearbeitet worden, sich seines russischen Gegners zu entledigen, doch findet man nichts dergleichen.

Das Buch verpufft etwas, und das ist auch der Eindruck, den man im einzelnen bei der Lektüre hat. Denn die straffe Durchführung eines Planes weicht häufig einer recht behäbigen Erzählung, die ihren Stoff aus Filchners Büchern ‚Ritt über den Pamir‘, ‚Rätsel des Matschu‘ und ‚Kumbum‘ schöpft. Die Situationen sind zum Teil glatt übernommen; ich erinnere nur an den Ngoloküberfall, an die Karawane, die auf den Schlammfeldern verunglückt. Hinter der Hauptperson des Buches, Zerempil, und dem Kosakenunteroffizier sind Filchner und Tafel nur allzuleicht zu erkennen. Der Zweck des Buches — wenn anders er vom Verfasser richtig im Geleitwort wiedergegeben ist — hätte sich auf dem zehnten Teile des Umfangs klarer herausarbeiten lassen, zumal das verwertete Tatsachenmaterial nicht eben sehr umfänglich ist.

Mit der Angabe über Filchners Quellen ist natürlich schon gesagt, daß die Titelunterschrift „Erlebnisse eines Geheimagenten“ nur Fiktion ist. Aber der Griff ist außerordentlich geschickt, denn durch das fingierte Moment, wonach Tagebuchaufzeichnungen eines russischen diplomatischen Geheimagenten mongolischer Abkunft namens Zerempil zugrunde liegen, wird die Darstellung ungemein lebhaft. Nur sollten dabei stilistische Versehen wie auf S. 54 vermieden werden: „... In der Nacht war Schnee gefallen; die ganze Gegend war weithin in eine weiße Decke eingehüllt.“